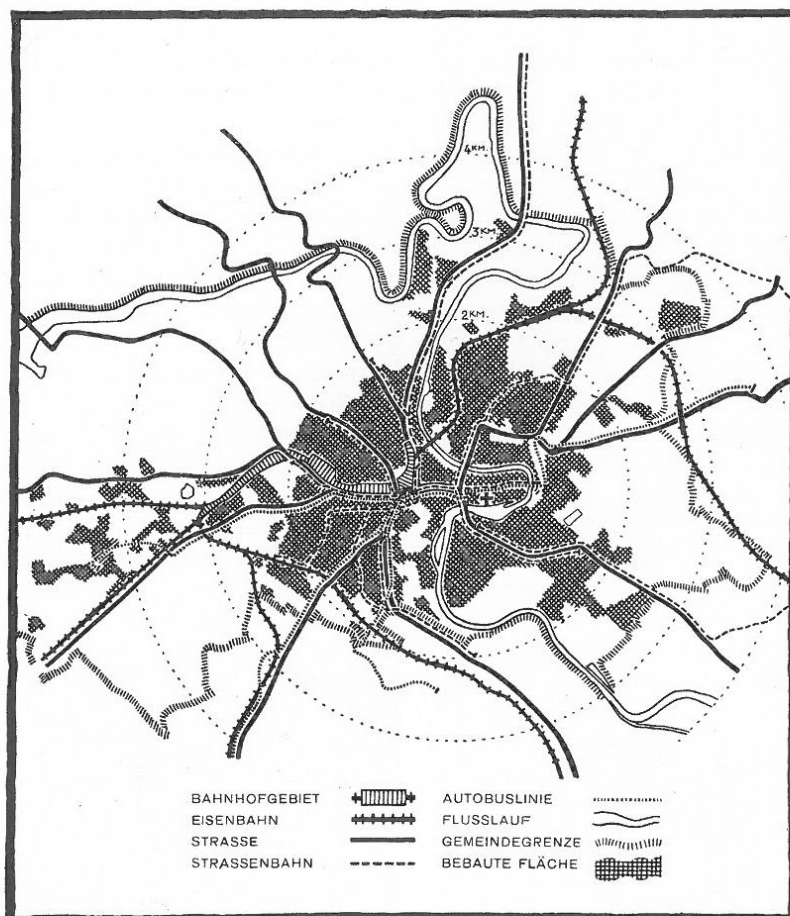




Stadtbaukunst: Die alleengesäumten Ausfallstrassen des 18. Jahrhunderts strukturieren die Stadt Bern. Planskizze aus: Hans Bernoulli, Camille Martin, Städtebau in der Schweiz. Grundlagen, Zürich 1929

Wie können sich Architekten mit ihrem Fachwissen in den grossen Massstab der Raumplanung und des Städtebaus einbringen? Wie wird Stadtplanung – mit einem Begriff aus der frühen Moderne – zu Stadtbaukunst? Die lose Folge der Debattebeiträge, die um die Themen Raumplanung und Städtebau kreisen, erweitern wir um ein Statement von Andreas Soderer, Mitbegründer von pool Architekten und der Architektengruppe Krokodil. Wie schon Patrick Schoeck-Ritschard (wbw 11–2014) fordert er die Architektenschaft auf, sich wieder vermehrt für stadtplanerische Auseinandersetzungen zu engagieren.

Stadtbaukunst?

Architektonischer Anspruch im grossen Massstab

Stadtbaukunst – dieser Begriff scheint einer anderen Epoche anzugehören. Und doch müsste es heute darum gehen, dessen Wert hierzulande sinngemäss wieder zu etablieren. Zuvor gilt es aber, ein grundsätzliches Missverständnis aufzulösen. Die Moderne hat es verschuldet, und seither wurde es mindestens in den Köpfen der Architekten nie gründlich genug aufgearbeitet: Architektur und Stadtbaukunst sind zwei verschiedene Disziplinen – doch beide gehen die Architekten an.

Was ist Stadtbaukunst?

Was Stadtbaukunst sein könnte, umriss Hans Bernoulli 1929 in einer Beschreibung der Stadt Bern: «Die Anlage des Verkehrsnetzes der Altstadt war vorgeschrieben von der Natur selbst. Die schmale, nach Wes-

ten sich erweiternde Halbinsel forderte die Parallelstrassen von Ost nach West (...) Mit der raschen Bauentwicklung im 19. Jahrhundert breitete sich das Strassennetz sternförmig aus. Die grossen Ausfallstrassen, im Jahre 1740–1760 ausgebaut, schmiegen sich ohne Zwang dem Gelände an. Sie sind sowohl verkehrstechnisch als städtebaulich mustergültig angelegt.»¹

Hans Bernoullis Feststellung zu Bern behielt auch in der Nachkriegszeit ihre Gültigkeit, was wenig erstaunt angesichts der Vorgeschichte: In keiner anderen Schweizer Stadt sind die Statements des modernen Städtebaus – in der Grössenordnung von Quartieren – so klar und prägnant gesetzt, mit zeitgenössischen Mitteln eine Ordnung fortschreibend, die sich über die Jahrhunderte entwickelt hatte. Was wusste denn das 18. Jahrhundert, als Berns Hauptadern angelegt wurden, über die Stadtexplosion des 19. und 20. Jahrhunderts? Offensichtlich geht es hier nicht um Architektur oder die architektonische Form, sondern vielmehr um die Schaffung von Ordnungen in anderen Massstäben, sowohl zeitlich wie räumlich: um Setzungen in landschaftlicher Dimension, welche die Architektur der Bauten überdauern können und gleichzeitig so offen sind, dass sie künftige Entwicklungen sowohl aushalten als auch präfigurieren.

Stadtentwicklung ist eine Gestaltungsaufgabe

Ganz offensichtlich effizient ist die enge Korrelation von Definition und Offenheit im Rückblick bei den kolonialen Rastern, sei es auf Landesebene, von der Centuriatio der römischen Antike bis zum «Public Land Survey System», der Landaufteilung der USA,² oder sei es im Stadtmassstab, vom Strassenraster der griechischen Kolonialstadt Neapel bis zu den Blocks von Manhattan. Doch das «weisse Blatt» als Handlungsraum ist die Ausnahme, denn in den allermeisten Fällen ging und geht es um das Überschreiben von bestehenden Raummustern. Die Stadtentwicklung von heute setzt neben Erfahrung ein breites disziplinenübergreifendes Wissen voraus: über Topographie und Naturgefahren, gesellschaftliche Bedürfnisse und Ökonomie, Verkehr und Freiraum, Siedlungsformen und ihre Geschichte, Bautypen und Denkmal-

schutz, Recht und Politik. Und doch bleibt sie bei all dem eine gestalterische Aufgabe. Offensichtlich überlassen heute die Architekten in der Schweiz die Interventionen auf dieser grossmassstäblichen Ebene meist anderen. Sie kümmern sich um ihre Architektur und sind bekümmert über deren beschränkte Relevanz.

Das technizistische Planungsverständnis der Moderne hat Architektur, Städtebau und Raumplanung weitgehend gleichwertig behandelt: als ob die Differenzen vor allem eine Frage des Massstabs wären. Der Architekt war, auch in seinem eigenen Selbstverständnis, für alles zuständig. Die verschiedenen Massstabsebenen dienten als Spielfeld für das architektonisch-entwerferische Agieren des Schöpfer-Architekten. Verblüffend mutet noch heute an, mit welcher Nonchalance die Architekten-Stadterfinder das Fachwissen aus anderen Disziplinen eingesetzt haben, punktuell und nach Gutdünken, wo es die eigenen Visionen unterstützte.³

Zur Zeit seiner Hochblüte bedeutete moderner Städtebau also in erster Linie Architektur. Disziplinenübergreifende Aushandlungsprozesse hat es in der Planung unter unterschiedlichen Vorzeichen zwar immer gegeben. Eigentümlich ist eher, wie alle Akteure sich zeitweise von der modernen Architektur mitreissen liessen, offenbar getrieben von Zukunftsoptimismus und einer rein technisch-instrumentellen Vernunft. Dabei ging ganz Grundlegendes vergessen, was nicht erstaunt angesichts der verbreiteten, vereinfachenden und idealisierenden Gesellschaftsvorstellungen. Im Bereich der Stadtplanung ist die Moderne denn auch nicht so weit gekommen wie erhofft. Die Epoche endete mit dem gesellschaftlichen Konsens, dass der moderne Städtebau an seinem universellen Anspruch gescheitert ist.

Stracciata-Urbanismus

In der Schweiz ist die bescheidene gesellschaftliche Rolle des Architekten in Städtebau und Raumplanung aber auch das Ergebnis einer Selbstdemontage. Bereits in der Nachkriegszeit zogen sich die meisten Architekten aus dem grossen Massstab zurück. Mit der Erfindung der Profession des Raumplaners und wohl auch infolge voller Auftragsbücher fühlten sich die meisten von ihnen vom grossen

Massstab dispensiert, sofern es nicht um ihre eigene Architektur ging.⁴ Infrastrukturwerke wie zum Beispiel die Autobahnen wurden von den Verkehrsplanern – einem weiteren neuen Beruf – und den Bauingenieuren konzipiert. Verheerend hat sich bei dieser Art der Aufgabenteilung der Tunnelblick der Disziplinen ausgewirkt, oftmals gepaart mit einem Manko an gestalterischem und kulturellem Verständnis. Institutionalisiert und getragen wird das weitgehend gestaltungslose Agieren im Grossen durch eine Politik, in der Gemeindeautonomie und Kantönliche heilige Kühe geblieben sind.⁵ Ganz legal wird so das Land zersiedelt und die Landschaft zerschnitten.⁶ Wenn heute selbst die Politiker von Zersiedelung, Dichtestress und Nachverdichtung reden, wird klar: Die Schweizer Landschaft ist zum Sanierungsfall geworden, und die unbewältigte Raumplanung zu einem der drängendsten Probleme dieses Landes.

Spätestens seit ihrer Identitätskrise um 1970 hatten sich die Architekten fast vollständig in den Schatten ihrer Disziplin zurückgezogen. Beinahe gleichzeitig proklamierten Einige die Autonomie der Architektur – ein Akt der Selbstbehauptung in Zeiten der Bedrängnis.⁷ Die Architektur insgesamt war in der Krise. Deren Autonomie zu behaupten war im Zeitalter des partizipatorischen Jekami zweifellos ein Befreiungsschlag, um die letzte Bastion des Berufes halten zu können, nämlich den Autoritätsanspruch wenigstens in Fragen der architektonischen Gestaltung.⁸

Urbanismus und Urbanität sind zwar heute wieder en vogue. Meist beschränkt sich der landesweite Urbanitäts-Boom aber auf die gewinnbringende Umwandlung der alten Industrieareale, wo Höhen und Dichten möglich sind, die anderswo politisch keine Chance hätten.⁹ Dass dank hoher Dichten, häufig gepaart mit einem dem 19. Jahrhundert entlehnten Städtebau-Vokabular, automatisch urbanes Leben in die Neubauquartiere einziehen wird, ist indessen zu bezweifeln. Und weil sanierungsbedürftige Industriegebiete in beinahe jeder Kleinstadt zu finden sind, entstehen Stadt-Fragmente nun plötzlich überall in den Agglomerationen. Angesichts dieses Stracciata-Urbanismus von polyzentrischen

Metropolitanräumen zu sprechen, ist ziemlich beschönigend. Und den Architekten kommt hier neben den Immobilienentwicklern bestenfalls eine unterstützende Rolle zu.

Immerhin hat teilweise auch ein die Gemeindegrenzen übergreifender Umbau der Agglomerationsgürtel begonnen. Bezeichnenderweise geschieht dies nicht in erster Linie in den grossen Städten, und ohne Not hätte der politische Wille dazu nicht aufgebaut werden können, wie die Beispiele zeigen: Im Westen Lausannes haben sich acht Agglomerationsgemeinden zum Ouest lausannois zusammengetan, um aus einem zerschnittenen Siedlungsgebiet einen eigenen Stadtbezirk zu entwickeln. Und im flächenmässig kleinen Luzern ist die grenzüberschreitende Stadtentwicklung eine Notwendigkeit, weil sich das Umland nicht eingemeinden lassen will.

Einmischen!

Für ein Agieren in grösseren Zusammenhängen muss die Architektur ihre Rolle offenbar erst wieder finden.¹⁰ Ein analytisches, Gestalt und Zusammenhang suchendes Denken im grossen Massstab wäre dazu überall notwendig – Stadtbaukunst eben! Weil das Abarbeiten von Sachzwängen hierzulande offenbar meist als ausreichend erachtet wird, bleibt der Architektur schliesslich nur die ungebetene fachkundige Einmischung in die politische Diskussion. Das kann beispielsweise den Schritt in die Opposition bedeuten, etwa gegen monströse Grossprojekte, wo Architekten häufig führend in Aktion treten. Wünschenswert wäre aber eine zugleich konstruktive und gestaltende Rolle. Es mehren sich diesbezüglich die Zeichen eines Wandels: Notwendigkeit und Gestaltungswille regen die Schweizer Architekturschaffenden immer öfter zur Schaffung eigener städtebaulicher Projekte an – solche ohne Auftraggeber, die es dennoch schaffen, einen politischen Prozess einzuleiten. — *Andreas Sonderegger*

1 Camille Martin und Hans Bernoulli, *Städtebau in der Schweiz. Grundlagen*, Hg. BSA, Zürich 1929, S. 17.

2 Vgl. Leonardo Benevolo, *Die Geschichte der Stadt*, Frankfurt 1983, S. 250 ff., S. 674 ff.

3 Einen Höhepunkt des universellen Anspruchs im modernen Städtebau stellt das Schaffen von Ludwig Hilberseimer dar. Vgl. z.B. Ludwig Hilberseimer, *Entfaltung einer Planungs-idee*, Frankfurt/Berlin 1963.

4 Architekten haben nicht nur die Anfänge der Raumplanung in der Schweiz geprägt, sie haben den Beruf des Raumplaners gewissermassen «erfunden» und teilweise auch selbst verkörpert. Vgl. Angelus Eisinger, *Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970*, Zürich 2004.

5 Das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Raumplanung und Politik, und wie sich dieses beispielsweise in der Figur des Ortsplaners äussert, wäre eine eigene Untersuchung wert.

6 Landschaftliche oder siedlungstypologische Gesichtspunkte spielen bei der Flächenwidmung eine bedauerlich geringe Rolle. Und jede Gemeinde schaut für sich: Aufschlussreich ist der Flickenteppich, der entsteht, wenn die Zonenpläne mehrerer Gemeinden zusammengehängt werden.

7 Der Begriff der autonomen Architektur, in den 1930er-Jahren auf die französische Revolutionsarchitektur angewandt (Emil Kaufmann), ist hierzulande mit Aldo Rossi und dessen Wirken verbunden (u. a. Gastprofessur ETH 1972–1974).

8 Diesen Hintergrund gilt es in der neuerlichen partizipatorischen Euphorie zu berücksichtigen. Auch wenn gebaute Architektur stets das Ergebnis der Aushandlung von Prozessen darstellt: aus der diskursiven Auseinandersetzung allein resultieren weder Architektur noch Städtebau.

9 Besonders qualitätsvolle Umbauten des industriellen Erbes gelingen bezeichnenderweise an Orten, wo der geringere ökonomische Druck eine gemächlichere, letztlich aber nachhaltigere Umwandlung der Substanz ermöglicht, beispielsweise in Winterthur, Uster oder Baden.

10 Vgl. zu dieser reduzierten Rolle der Architektur: Stefan Kurath, *Stadtländschaften Entwerfen?*, Bielefeld 2011.